

Gleifendes Gold.

Roman von Marie Lesot.

(6. Fortsetzung.)

Der Anbänger Schopenhauers rief im steifigsten Ton: „Ich wünsche mir gar nichts Besseres, als einmal solch ein Bild von einer Frau kennen zu lernen, dem trotz des Vertrauens, das ich in Ihre Wahrheitsliebe setze, verehrte Baronin, wird es mir schwer.“

„Wenn man mich fortwährend unterdrückt,“ rief hier die Baronin, „werde ich mit meiner Erzählung nie fertig werden.“

Allgemeine Stille. Die wohlwollenden Damen schienen ihren Schluß zu ziehen, andere hielten es für angezeit, sich nicht einzumengen, und die Baronin blieb als Siegerin auf dem Schlachtfeld.

„Ja, sie war eben so gut wie feinfühlig, die arme Julie! Den sprechendsten Beweis dafür lieferte sie, als sie sich trotz der Trauung mit ihrem geliebten Gatten des alten Veters erinnerte und um die Erlaubnis bat, ihn während der heißen Monate nach Erneuil einzuladen.“

„Er wird uns nicht lästig fallen,“ meinte sie. „Er ist ja so bescheiden, so dicker! Er wird von aller Welt gemieden, und hier bei uns hat er wenigstens alle Tage zu essen.“

Der Marineoffizier willigte ein; kann man einer angebeteten Frau etwas verweigern?

Hier insallerte sich also in Erneuil, führte Nennin und lebte aus Erneuil, die Baronin blieb als Siegerin auf dem Schlachtfeld.

„Wenn er weggeht,“ bemerkte sie lächelnd, „soll er wenigstens für den Notfall ein bißchen Geld mitnehmen.“ Als der Winter nahte, hielt es ihn nicht länger. Das junge Ehepaar begab sich auf einige Monate zum Obersten von Erneuil, und der Vetter kehrte nach Paris zurück.

Der Winter setzte in jenem Jahre mit aller Gewalt ein. Vetter Hübchen kaufte sich wieder warme Kleider, noch sorgte er für Holz, um sich in seiner Mansarde ein Feuer zu machen. Er erkrankte an einer Lungenerkrankung und starb acht Tage darauf. Und wissen Sie, was man erdachte? Daß Hübchen sich jahre lang die ganze Welt genaschürt hatte, daß dieser Hübchen ein falscher Hübchen war, daß er sich nur an den Baccarat-Tisch setzte, um die Leute zu täuschen und an seine Armut glauben zu machen — kurz, daß seine ganze Spielerexistenz nur Verstellung war, um eine andere Leidenschaft, seinen hochflöhen, noch nie dagewesenen, unerhörten Geiz, zu verdecken.

Nach der Rückkehr hinterließ nicht weniger als vier Millionen, und Frau von Erneuil war keine Unversorblerin. In einer Nachschrift bestimmte er, daß die junge Frau, deren offene Hand er ja kannte, das ihr zukommende Vermögen unter seiner Verwaltung mit ihrem Bruder theilte über ihm irgend einen namhaften Betrag davon zusammenfasse.

„Welche seltsame Fügung des Schicksals!“ sagte sie nachdenklich hinzu. „Vielleicht morgen schon kann all das Geld den Rochedures gehören.“

Gräfin von Nenny war die Sache nicht ganz klar. „Aber, so viel ich weiß,“ rief sie lebhaft, „hat Frau von Erneuil doch ein Kind, und dieses muß das ganze Vermögen annehmen.“

„Sie lassen mich nicht ausreden, liebe Bertha. Julie von Erneuil hatte allerdings ein Kind, einen Sohn; ihr so zärtlich geliebter Knabe erkrankte aber vor sechs Monaten fast vor den Augen der Mutter, und sie hat darüber den Verstand verloren.“

„Sagte ich Ihnen nicht,“ warf der Marquis triumphierend ein, „daß die Welt schlecht und verdrückt ist! Die Jugend wird nie nach Geduld belohnt.“

„Bewundernswürdig war die Uneingebung der Baronin Amalie von Rochedure!“ bemerkte der General. „Doch ihr dieser Todesfall ein so tolles Vermögen brachte, bereite ich das Ableben des Neffen doch nachgeben Kommer. Sie war bei jeder Sache, die man im Weiser nach dem armen kranken Körper anstellte, zugegen und ließ sogar die geschiedenen Töchter aus Paris kommen; ich weiß das aus ihrem eigenen Munde.“

„Das will ich gerne glauben!“ ließ sich eine häßliche Stimme hören. „Es war ja von der größten Wichtigkeit, die Leiche zu bergen.“

„Natürlich, um den Todesfall standesgemäß zu konstatieren,“ pfändete der Anbänger Schopenhauers in nicht-ernstem Tone bei. „Und würde die Leiche gefunden?“ fragte die Gräfin.

„Sicherlich, es wurde ja eine feierliche Beerdigung veranstaltet und ein prächtiges Denkmal errichtet, das Wert eines unserer ersten Bildhauer, ein Engel, der seinen Flug gen Himmel nimmt.“

Eine Dame sagte scharf: „Der Kommer hat aber Frau von Rochedure nicht gefunden, ihre Wof-

nung aus einem fünften Stockwerk in der Rue de Seine in ein prächtiges, elegantes Haus auf dem Boulevard Saint Germain zu verlegen; auch trägt sie wie ihre Tochter kostbare Trauergewänder und fehlt bei keiner feierlichen Veranstaltung der eleganten Welt.“

„Private, fromme Gesellschaften sind die einzigen, die die Baronin besucht. Sie ist Schachmeisterin des Vereins zur Fürsorge für verlassene Kinder, hat damit eine große Last auf den Schultern und kommt mit den vornehmsten Damen in Berührung, besonders mit der Vorstehenden des Vereins, der Herzogin von Mortagne-Argeles. Sie können doch nicht verlangen, daß sie wegen dieses Trauerfalles sich und ihre Tochter lebendig begräbt!“

„Ich verlange gar nichts, nur flüchte ich nicht von Bemüherung über,“ bemerkte die Angegriffene spitz. Marquis von Aracide kam der Vorrednerin zu Hilfe: „Ich begegnete eines Sonntagmorgens im Boulogner Wäldchen den beiden Rochedures. Sie waren sehr gut beritten; vor der Katastrophe konnten sie das nicht. Was Wunder, daß sie nicht gerade die Köpfe hängen ließen!“

„Aber unsere jungen Männer reiten. Waswegen sollte Frau von Rochedure ihren Söhnen diesen gefunden Sport verweigern, der dazu beiträgt, einmal tüchtige Soldaten aus ihnen zu machen?“ brummte der General.

Und mit erhobener Stimme fügte er hinzu: „Ich muß offen gestehen, daß ich Frau von Rochedure meine ungebildete Bemüherung zolle! Sie ist eine Frau von Herz und ohne Tadel!“

Er sagte das in einem troden, beschäblichen Tone, wie er ihn seinen Soldaten gegenüber angewöhnt hatte, und mit der Gestalt eines Gehorsam Gemühten, der keine Gräntze zuläßt, geschweige denn einen Widerspruch duldet.

Bertha von Nenny kannte Frau von Erneuil nur dem Namen nach und auch die Baronin von Rochedure nur vom Sehen. Das Verhängnis der Einen, das Glück der Andern bedeuteten für sie nichts mehr, als irgend eine andere Neugierigkeit, und in dem Sinne erwähnte sie das Gespräch gegenüber ihrem Gatten.

„Wie kommt es, Herbert, daß Du mir nie etwas von dieser tragischen Begebenheit erzählt hast? Hastest Du auch nichts davon gehört?“

„Doch, mein liebes Kind, und ich habe mich für Rochedure, der in meinem Club ist, darüber gefreut.“

„Wie magst Du nur sagen, daß Du Dich über ein so entsetzliches Unglück gefreut hast! Ein entrücktes Kind und eine arme, wahnsinnige Mutter!“

„Meine Freunde galt natürlich dem Baron Rochedure; er ist ein guter Kamerad, und etwas Geld kommt ihm sehr zu posse. Weißt Du es übrigens gewiß, daß die Leiche des Kindes gefunden wurde? Ich glaube, das Gegenteil gehört zu haben.“

„Nach dem, was man heute erzählt, ja, und die Baronin Rochedure hat sich selbst an der Suche beteiligt. Es wurde sogar ein prächtiges Monument errichtet, ein Mausoleum aus weißem Marmor, einen Engel darstellend, der seinen Flug himmelwärts nimmt.“

„Delio besser für Rochedure,“ bemerkte der Graf, „daß die Leiche des Kindes wirklich gefunden wurde, denn eine Entschäft antreten, ohne daß ein Todtenstein vorliegt, macht große Schwierigkeiten. Baron Rochedure ist ein lebenswütiger Kumpen und wird von dem ihm so unerwartet zugefallenen Vermögen schon den richtigen Gebrauch machen.“

VIII.

Der Winter verging mit seinem üblichen Gefolge von Vällen, Soireen, Festen und Theateraufführungen. Die kleine Gräfin war überall dabei, machte Alles mit und hatte recht daran gethan, ihr Arsenal von Toiletten frühzeitig in Stand zu setzen; jetzt würde es ihr in der That an Zeit dazu gefehlt haben. Ein Fest jagte das andere, und mit jugendlicher Elastizität eilte sie von einem zum anderen; sie würde Zintins vollkommen vergessen haben, wenn die Briefe von Frau Naburet sie nicht an ihn erinnerten hätten.

Die ohne Wissen ihres Mannes von dem großen Hübchen verfaßten Episteln enthielten stets Bitten um Dies oder Jenes, das sie angeblich für den Kleinen benötigte.

Freigeizig, wie immer, schickte die Gräfin Zunderwert, Dufrenoyons, Strimpe, Schube, Welschhandtsche und andere warme Sachen für das Kind und seine Pflegerin. Aus ihrer Gutierrezität wurden bald die selbstmüthigen Schließ gezeugen, und der große Hübchen war es, der der öffentlichen Meinung Ausdruck verlieh, indem er behauptete, die Gräfin wisse von dem Kinde viel mehr, als sie sagen wolle. Die Geschichte, daß ein Knabe plötzlich auf der Straße gelegen sei, ohne daß Vater Naburet ihn hätte kommen lassen, und die ganze Veranordnung in einem Zigeuner lämen ihm nachgerade etwas glaubwürdig war.

„Ich habe zwar verglichen schon in Büchern gelesen,“ meinte der große Hübchen. „Ein Mann, der dem Throne ohne stand, ist in die Bastille gesperrt worden, aus der er am vierzehnten Juli, am Tage der Revolution, befreit wurde; er hatte eine eiserne Maske vor dem Gesicht befestigt. Ja, ja, in den höchsten Kreisen kommen die tollsten Dinge vor.“

„Meinen Sie denn, Hübchen, daß der Kleine denen angehöre?“

„Salbungsvoll entgegnete der große Hübchen: „Das sollte mich gar nicht wundern! Wäre die Schloßherrschafft so ansehnlich, wenn es sich nicht um einen

der Ihren handelte? Hat sie für Jemand aus dem Dorfe je so viel gethan? Und in Nenny-im-Busch ist doch an so armen Würrern kein Mangel. Irren etwas stekt dahinter. Nun, wir werden's hoffentlich erleben! Inzwischen, Mutter Naburet, gebe ich Ihnen den guten Rath, auf den Jungen ein sorgfames Auge zu haben; er repräsentirt vielleicht ein Vermögen für Sie.“

Dann verneigte er sich scharf vor dem Kinde und lispelte mit feiner fetter Stimme: „Wenn Du einmal einen Thron bestiegest, mein kleiner Prinz, dann sei so gut und erinnere Dich an den großen Hübchen und mache ihn zu Deinem Reichstanzler.“

Im Schloffe von Erneuil herrschte tiefe Trauer. Die arme Irene verbrachte die Tage in der aufopfernden Pflege von Frau Justine und Hanna, ohne zu wissen, daß und wie die Zeit verging.

Wenn das Regenwetter sie verhinberte, im Freien zu spielen und Sand in das verwaiste Eimerchen zu füllen, beschäftigte man sie, indem man ihr die letzten Spielsachen des verstorbenen Kindes gab. Es war erschröckernd, zu sehen, wie sie mit feiner Trommel und ihrer Trompete spielte, und wenn der schelle Klang des Instruments bisweilen die lautlose Stille im Schloffe unterbrach, konnte einem das Herz vor Mitleid stille stehen.

Man machte keine Versuche zu ihrer Heilung. Der Revenant hatte sich dahin geäußert, daß es vielleicht möglich sei, ihr einen Schatten von Vernunft zurück zu geben, der Irrsinn würde sich aber, sobald sie sich der fürchterlichen Scene, wie ihr Kind fast vor ihrem Auge ertrank, wieder erinnern könne, stets von Neuem einstellen. Wie könne man inessen verhindern, daß sie sich daran erinnere? Wie die Folgen verhindern, so lange deren Ursache existierte? Es sei deshalb menschlicher, gar keinen Versuch zu ihrer Heilung zu machen, da man ihr lieber den Gatten, noch den verstorbenen Sohn ersetzen könne.

Das sah man ein und fügte sich der Klugheit des ärztlichen Spruches. Der Winter war vergangen, und der fröhliche Mai brach an. Man unterhielt sich zwar noch immer, so gut es gieng, aber man fing schon davon zu sprechen an, daß man auf's Land gehen wolle; man träumte von Sommerfrischen und betrieb sich mit Freunden, wo man am besten aufgehoben sei. Schloßbesitzer sagten in einem halb hochmüthigen, halb resignirten Ton: „Ich bin geneigt, meinen Besigungen einen Besuch abzugeben.“ Andere dachten an Modebäder und trafen Verabredungen, sich an dem oder jenem Strande zu treffen; inzwischen suchte man die Feste zu verdröppeln und jede Gelegenheit, einen richtigen Rekrut zu feiern, beim Schopf.

Es war inmitten einer solchen Gesellschaft, daß die Herzogin von Mortagne-Argeles als Vorstehende des Vereins zur Fürsorge für verlassene Kinder die Rede darauf brachte, daß dessen Gelübde nicht flart zur Neige giengen. Um der Sache aufzuhelfen, schlug sie vor, ein Wohlthätigkeitsfest zu veranstalten. Die Damen spendeten dem Plane lebhaften Beifall, die Herren verdröppelten unter einem verlegenen Lächeln ihre nicht ganz gründliche Unzufriedenheit.

„Zum Tausel, wollen die Bazare und Hauscolletten für miltidhätige Zweide nicht endlich einmal aufhören?“ Der Marquis von Aracide schlug scherzweise vor, eine Collecte zu Gunsten abgebrannter Junggesellen zu veranstalten, seine Idee fand inessen keinen Anhang.

Ja, ja, es mußte unbedingt etwas für die armen Kinder gethan werden, das war des Schloßes Sache, und zwar etwas Großartiges, noch nie Dagewesenes.

Man plante dies und das, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Bazare waren schon unzählige abgehalten worden; das jagt nicht mehr. Ein Concert, Liebhabertheater, ein Subscriptionssball, das waren lauter Dinge, die man in Betracht zog und ebenso schnell wieder verwarf. Da rief Jemand: Eine Festschiff!

Das Wetter war großartig, und die Idee, ein Fest unter freiem Himmel zu feiern, fand allgemeinen Anhang; sie war nicht gerade funktelnagelneu, aber immerhin verlockend, nur mußte man sich ausdenken können, ein Park, oder zum Mindesten ein großer Garten mußte dazu gefunden werden. Einige der alten aristokratischen Stabische lagen allerdings inmitten schattiger Anlagen, aber ihre Eigenthümer sträuben sich dem Treiben und den allerhand Beschädigungen zurück, die so ein Fest mit sich brachte. Sie erhobten Schwierigkeiten, und man war nahe daran, auch die Kirche aufzugeben, wie man von Wall und Theater Abstand genommen hatte, als Bertha von Nenny, stets bereit, aller Welt zu Hilfe zu kommen, in ihrer freundlichen Art sagte: „Wenn unser bißchen Grün Ihnen aus der Noth helfen kann, würde ich mich glücklich schätzen, Sie bei mir zu sehen.“

Als die Vorstehende dankend annahm, fügte sie hinzu: „Ich verdröppere Ihnen, es ist mir eine Freude, und es bedarf keines Dankes. Juli, um meinen Mann nach um seine Einwilligung bitten.“

Der Graf erhob keine Einsprache. Die Blumenrabatten und der Rasen würden zwar arg mitgenommen werden, aber das Fest sollte Alles, was an Vornehmheit und Eleganz Anspruch erheben, vereinen, und es bedürfte keine Mittel, sich sagen zu können, daß es bei ihm abgehalten würde. Von diesem Augenblicke an wurden

im Palais Nenny großartige Vorbereitungen getroffen. Fünfhundertes und Soireen gegeben, bei denen Alles besprochen wurde, was den Glanz des Festes erhöhen konnte. Man appellirte an die Großmuth und Gingebung Aller! Einige waren dafür, daß Männer von ältestem Adel und hervorragender Stellung als Goutier, Circusreiter und Clowns aufzutreten sollten, Andere fanden das abgemacht. Vieß sich denn auf keine andere Art für die armen Würrer etwas thun? Da man zu keinem Resultat kommen konnte, unterwarf man sich endlich der Autorität zweier Damen und unterstellte alle schwebenden Fragen ihrem Urtheil: Diese beiden maßgebenden Persönlichkeiten waren die Herzogin von Mortagne-Argeles, die Vorstehende, und Baronin Amalie von Rochedure, die Schachmeisterin des Vereins.

Baronin Amalie war die eigentliche Leiterin des Festes. Sie wollte ganz genau, daß weniger für die verlassenen Kinder, als für die, die den Erfolg des Festes sicherten, ein Vortheil wenn auch nur ein moralischer, heraus springen würde. Sie ließ es sich daher auch keine Mühe verdröppeln, des Morgens in aller Frühe, zu einer Stunde, da alle anderen Damen noch schliefen, lewachte sie schon das Arrangement der Gartenarbeiten, verhandelte mit den Arbeitern und wußte sie durch ermutigende Worte anzuspornen. Sie nahm alle jene kleinen Aemchen auf sich, von denen Niemand etwas wissen wollte, und wenn man ihr dafür Worte des Lobes spendete, so wehrte sie mit sonnter Stimme ab: „Es ist ein so erhebendes, schönes Werk! Wie würde es möglich, sich ihm nicht mit Freude zu widmen!“

Ihre Tochter Genovefa freilich murkte ein klein wenig; sie würde auch gern eine erste Rolle gespielt haben! Es war nicht belustigend, in das zweite Treffen gestellt zu werden, während die Freundinnen in den Kaufbüden paradirten, um so weniger, als der junge Gontran mehr als je ihre Gesellschaft suchte. Und er war nicht der Einzige! Auch der Marquis von Rochepate, der, so oft er ihrem Blick begegnete, eine sentimentale Miene annahm, und der seitdem Bankier Junfer gingen an, ihr zu hulbigen. Es mußten seine Zweifel mehr obwalten, daß sie die voraussetzliche Grin der armen Julie von Erneuil sei, fingen doch die Ruchmader an, wie Pilze aus der Erde zu sprieschen.

Am Vorabende des großen Tages war auch wirklich Alles bereit, und als es fünf Uhr schlug, folgten die bei der Kirche Mitwirkenden einer Einladung der Gräfin Bertha von Nenny zu „einer Tasse Thee“. Man trant auf den Erfolg des nächsten Tages, an dem jene Menschenseele zweifelte, reichlich Champagner, man plauderte und lachte, als sich plötzlich mitten in alle die schönen Complimente, die hin- und herflohen, hinein die scharfe Stimme des Marquis von Aracide hören ließ.

„Ihre Wohlthätigkeitsfeste sind ja sehr amüsan, meine Damen, aber ihre Nützlichkeit möchte ich doch bestreiten. Was ist beispielsweise der Zweck dieses Festes? Verlassene Kinder unterstützen! Hat eine der anwesenden Damen schon einmal so ein verlassenes Kind gesehen?“

„Wie? Sie wagen zu behaupten, daß es keine verlassenen Kinder gibt?“ rief lebhaft die kleine Gräfin. „Ich selbst kenne eins, das unter den romantischsten Verhältnissen aufgefunden wurde, und kann die Beweise dafür zur Stelle bringen.“

Sie eilte in das amfiohene Zimmer und holte ihr Notizbuch herbei und zwei Zeitungsnummern, das Verlobt des Pfarrers von Nenny-im-Busch und die Fanfare, auf die der große Hübchen schwor.

„Zur Strafe müssen Sie, Herr Marquis, den Damen beide Artikel vorlesen; meine persönlichen Aufzeichnungen werde ich, wenn es nöthig sein sollte, selbst folgen lassen.“

Eine allgemeine Stille entstand, und der Marquis gab nach einem letzten, vergeblichen Protest den Artikel der Fanfare zum Besten.

Man lasstete laut Beifall. „Das Ganze ist doch ein Scherz, eine Zeitungsnote.“

„Es ist die reine Wahrheit!“ behauptete Bertha von Nenny ernsthaft. „Wenn Sie sich davon überzeugen wollen, so hören Sie nur noch den zweiten Artikel; er ist in einem anderen Etel verfaßt, und ich lese für die Nützlichkeit jedes Wortes ein.“

Als auch der Bericht des kirchlichen Anzeigers verlesen war, wollten die Fragen nicht enden.

„Wo ist das Kind hergekommen? Haben Sie Nachforschungen angestellt? Gaben Sie sich an die Zeitungen gewandt?“

„Ich selbst habe an zehn verschiedene Würrer einen kurzen Bericht geschickt, den aber seltsamer Weise auch nicht eines gebracht hat.“

„Sie las ihr „Eingefandt“ aus dem Notizbuch vor und bemerkte dann mit unwillkürlich gedämpfter Stimme: „Mein Mann behauptet, es müsse irgend ein Geheimniß dahinter stecken; die Zeitungen hätten nur geschwiegen, weil sie ein Interesse daran haben, daß die Sache nicht in die große Öffentlichkeit kommt. Ich nahm mir fogar vor, selbst mit dem einen oder anderen Redacteur zu sprechen, um wenigstens den Grund zu erfahren, weshalb man mir nicht einmal eine Antwort gegeben hat.“

Der Marquis wollte sich eben über die Gleichgültigkeit der Zeitungschreiber in scharfen Worten ergehen, als er bemerkte, daß die Baronin von Rochedure, wie von einem fürchterlichen Schreden erfaßt, todbleich wurde.

„Gott im Himmel, Baronin, was schilt Ihnen? Sie scheinen einer Ohnmacht nahe!“ rief er aus.

„Da raffte sie sich mit übermenschlicher Willenskraft auf. „Ja, ich fühle mich nicht ganz wohl,“ sagte sie ruhig, „und da ich hier ohne um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen, am morgen wieder auf dem Posten zu sein. Ein wenig Ermüdung, weiter nichts.“

„Sie haben sich auch viel zu sehr angestrengt!“ wandte die Herzogin mit gültigem Vorwurf ein. „Rufen Sie sich ordentlich aus, liebe Baronin. Niemand hat mehr für unser Werk gethan, als Sie, und es wäre schade, wenn Sie nicht ernten dürften, wo Sie so fleißig gesät haben.“

Frau von Rochedure rief Genovefa, die gerade mit Herrn Gontran plauderte, herbei und verabschiedete sich von der Gesellschaft. Als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, wurde man nicht müde, sich in Lobeserhebungen über sie zu ergehen.

„Eine bewundernswürdige Frau, so miltedbig und gültig, ein wahrhaft edler Charakter.“

IX.

Die Baronin von Rochedure hatte sich in ihr Schlafgemach zurückgezogen und seine Julonien sorgfältig schliefen lassen. Sie schloß eine unerwartliche Weigerte vor, damit sie um jeden Preis allein bliebe. Es wäre ihr peinlich gewesen, von forschenden Augen betrachtet zu werden, und sie fürchtete, man könne ihr die Lobesangit, die ihr Jeneres erfüllte, von den Jügen ablenken. Sie hatte den Befehl erteilt, das Diner ohne sie einzunehmen; sie würde läuten, wenn sie etwas brauche.

„Ja, allein mußte sie sein, allein, um ruhig und ungestört nachdenken zu können!“

Ein sorgloser Spaziergänger, der sich im Boulogner Wäldchen plötzlich einem Tiger oder Löwen gegenüber sah, kann nicht tödtlicher erschrecken, als die Baronin erschrocken war; wenn das Dach über den ahnungslosen Bewohnern eines Hauses plötzlich zusammenstürzt, so kann das Entsetzen der Leute kaum größer sein, als das der Baronin Amalie. Felsenstöße hatte sie auf ihre Zukunftspläne gebaut. Eben so wenig, wie es ein Gespenster glaube, hätte sie das Wiederauftauchen ihres Neffen für möglich gehalten.

Den Kopf in die Hand gestützt, saß sie da und brütete über den beiden Artikeln, die ihr überreiztes Gehirn so bald auf jedes einzelne Wort gehalten hatte, grübelte, ob sie nicht irgend einen Zweifel zuließe.

Der der Fanfare beschäftigte sie zuerst. Lächelnd, wie die Andern, hatte Baronin Amalie der Lectüre des verstorbenen Berichtes gelauscht, der seltsam verdröppelte Stil hatte sie amüsiert.

Es handelte sich um ein verlassenes Zigeunerkind — was gieng das an? Ruhig, in ihrem Stuhl läßig zurückgelehnt, hörte sie auch die ersten Sätze aus der Feder des herabigen Pfarrers. Plötzlich aber ließ ein Wort sie wie ein's Innerste erbeben: Der Name Antin, den das Kind ausgesprochen, und aus dem der brave Seelsorger „Augustin“ gemacht hatte.

Von diesem Augenblicke an verlor sie auch nicht eine Silbe; sie lauschte mit angehaltenem Athem, und die Verbeugung, daß man es mit einem gelobtenen Kinde zu thun habe, bedrückte sie auch ihrer. Bei den Schlußworten: „In irgend einem Winkel Frankreichs gibt es eine unglückliche Mutter, außer sich vor Schmerz“ — erbeute sie bis in den Grund ihrer Seele.

Kannte sie diese Mutter? Wäre es möglich, wäre es denkbar, daß das Kind, der „Augustin“ des Pfarrers, der sein Leben dem Mitleid des Selbsthüters Naburet verdankte, der verunglückten Konstantin von Erneuil war?

Danach war die kleine Gräfin selbst zu Worte gekommen. Bei ihr gab es keine wohlklingenden Phrasen, keine Liebertrübungen, sondern einfach, klar und deutlich lauteten die Angaben. Vor Allem das Datum der Auffindung des Knaben, der 15. September, ferner die Beschreibung des Hundes, eine große, bänische, dunkelhaarige Dogge; endlich die Namen, die der Kleine genannt hatte. Frau von Rochedure rief sich Zintins, Zulan, Ana, Tulin, das sollte heißen Konstantin, Sulfan, Hanna, Justine — und dann der letzte Name, Lukas, mit dem das Kind den Gärtner angerufen hatte. Durfte sie noch zweifeln? O, es war einseitig klar! Der Neffe, den sie beweierte, wenn auch in Wahrheit nicht übermäßig betrauert hatte, er kam zurück, er erkand aus seinem Grabe und forderte sein Recht.

Sie hatte ihre Bewegung nicht mehr zu beherrschigen vermocht; von ihrer Verwirrung fast übermüthig, hatte sie sich ein Unmögliche vorgestellt, und es lag ihr übermüthig, der Folge der anstrengenden Vorbereitungen zu dem Feste, begründet. Uebermüthig! Gab es sonst etwas, das diese Frau, die ganz Herz und Wille war, ermüden konnte?

Nein, wahrhaftig, nicht Müdigkeit — ein jäher, hilfloser Schreden hatte sich über bemächtigt. Was würde daraus folgen, welchen Entschluß mußte sie fassen, was sollte sie sagen, was thun — sollte sie das Wort ausprechen, was Ehre und Pflicht verlangte? Das Wort, das sie und ihre Familie wieder in die Armut zurückzuführen würde? Oder sollte sie schweigen —

Sie rührte sich nicht, sie wollte sich Zeit zur Ueberlegung gönnen, sie wollte prüfen, dann entscheiden. Sie hatte nicht nöthig, darüber nachzudenken, durch welches Wunder

dies Kind, das ein ganzes Dorf lebend gehalten, in den Tiefen des Weibers begraben gelaugt hatte, sich in dem kleinen Dorfe wohlbehalten wiederfinden konnte, die Vermuthungen und halbeschneidenden des Vaters Hobomas drangen ihr mit unheimlicher Deutlichkeit in's Ohr: Ein Perumtreiber, ein Strohdorf war damals in der Nähe des Schloßes gesehen worden. In greifbarer Klarheit, gleichsam aus einem hellereichen Zustand heraus, erfaschte sie die Vorgänge, wie sie sich damals abgespielt haben mußten.

Durch die kleine Wflore begab sich Konstantin, Hannas Pflichtvergessenheit sich sunnig machend, in's Freie hinaus, und zwar gerade in dem Augenblicke, als der Landstreicher vorbeikam. Der hatte in Erfahrung gebracht, daß die Besitzerin des Schloßes eine junge Wittwe und Mutter eines einzigen Kindes sei. Vielleicht hatte er gar keine andere Absicht gehabt, als ein Almosen zu erbitten. Raum war er aber des Kleinen ansichtig geworden, so änderte er augenblicklich sein Vorhaben. Das war eine so herrliche Beute, die sich ihm da bot, ein ebenso leichter wie einträgliches Fang! Ringsumher keine Menschenseele, der Ort war geschaffen für den Streich, der Wald in nächster Nähe! Ohne lange zu zaudern, schlich er sich an das Kind heran, schmiedete ihm, sagte es an der Hand, und als der Kleine voll summer Neugierde und Erwartung der schönen Dinge, die der fremde Mann ihm vorzutragen ließ, hatte der Liebeltäter schon den schmerzlichen Theil seines Wagnisses hinter sich. Im Walde überlagerte er einen Moment: das Verschwinden des Knaben würde nur zu bald entdeckt werden, und man würde ihn ohne Zweifel sofort verfolgen. Es galt, einen tüchtigen Vorprung zu gewinnen und die Nachgebenen auf eine falsche Fährte zu lenken. Da sah er plötzlich den Teich. Das war das Rechte! Es mußte den Behörden ein Unfall vorgezählt werden. Er nahm dem Kleinen den Hut vom Kopfe und warf ihn in's Wasser. So war Zeit gewonnen, und mit Tagesgrauen hoffte er zu der Stunde zu stehen, zu der er gehörte. War er erst so weit, so durfte er sich Glück wünschen, denn von dem Augenblicke an war es ein Kinderpiel, die Gendarmen zu täuschen, falls sie ihm auf den Fersen wären; die Zigeuner kennen ja so manches Mittel, sich und Andere unkenntlich zu machen. War man dann mit dem „verlorenen“ Kinde in Sicherheit, so würde man mit der bezweifeltesten Mutter in Unterhandlungen treten und ohne Zweifel ein tüchtiges Lösegeld herauszuzahlen. Das Alles war gut eingefädelt — aber der Dieb hatte die Rechnung ohne den Hund gemacht. Die Dogge hatte sich von der Kette losgerissen und war dem Kleinen nachgelaufen. Sollte man sie nicht, die Rufe auf der Erde, eine Spur verfolgen sehen? Jedenfalls war es ihr geglikt, eine Gelegenheit zu benutzen und das Kind in einem unbewachten Augenblicke aus dem Zigeunerlager fortzuschleppen. Ihre Flucht hatte dann der Schutz des Selbsthüters Naburet aufgehalten.

Die Augen starr auf den Fußboden gefeßt, die Lippen trampfhaft zusammengepreßt, sah die Baronin sich dies Alles der Reihe nach abspielen, gerade so, als wäre sie Augenzeugin gewesen. War sie auch Andern gegenüber oft nicht ganz aufrichtig — sich selbst zu täuschen und zu belügen, hinsichtlich ihrer Klugheit, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich waren, zu gute und war gegen sich selbst aufrichtig bis zur Strenge; unerbitlich zog sie die letzten Folgen aus ihren Handlungen.

Sie versuchte sich deshalb nicht zu überreden, daß es gerade so gut ein anderes Kind sein könne, daß die Namen, die sie genannt, ohne alle Bedeutung seien, nein, sie sprach es sich, wie um sich selbst zu peinigern, unumwunden aus: Konstantin von Erneuil, ein Junge, der sich in Nenny-im-Busch, im Hause des Selbsthüters Naburet.“

Was war nun zu thun? Nach Nenny eilen, den Neffen anerkennen, ihn nach Erneuil zurückbringen, seinen Großvater, den Obersten benachrichtigen, diesem die Vormundenschaft und mit ihr die Verwaltung des Vermögens wieder übertragen — das war der gerade Weg, der Weg der strengen Pflichterfüllung, das einzig unantastbare Vorgehen, ja, ein so unantastbares Vorgehen, daß es eine Bewunderung erregen, wohl aber ein leichtes Lächeln auf boshafter Menschen Lippen entlocken lassen würde.

Manche würden ohne Zweifel sagen: „Die Rochedures haben sich ausgezeichnet benommen.“

Der größere Theil würde aber im Stillen hinzufügen: „Sie durften ja gar nicht anders handeln, wenn sie fernherhin als ethische Leute betrachtet sein wollten.“ Aufgeben von den ungeschälten Bohnen, den verlaunbeachtlichen Zungen, die von absichtlich übertriebenen Nachforschungen sichelnd wurden, die das Würrden des Kindes verzögert hätten. Und wenn man sie wirklich lobte oder ihr wenigstens Gerechtigkeit widerfahren ließ — wußte sie nicht nur zu gut, wie schnell eine gute That vergessen ist, wie wenig Dank man dafür erntet? Wie war es denn einem ihrer Väter, dem Hauptmann Robert Wafanges, vor Kurzem ergangen? Der hatte ja auch wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel gekämpft; er war durch die Gleichgültigkeit seines Vaters, der der Verschwendungssucht der Stiefmutter Roberts seine Einhalt gethan hatte, um sein ganzes Erbe gekommen und war dann eingegangen und hatte mit seinem miltedlichen Erbtheil die Schulden seines toten Vaters getilgt.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Gebratener Hecht. Ein großer Hecht von 6 — 7 Pfund wird abgeschuppt, ausgegenommen und abgewaschen, nicht gewässert. Die Leber des Hechtes befreit man von der Gallenblase und bratet sie später mit. Dann wird die Haut, soweit man den Hecht spiden will, abgezogen, der Hecht mit Salz und feingehackten Zwiebeln bestreut und so einige Zeit liegen gelassen. Bevor man zu spiden beginnt, wäscht man mit einem reinen Tuch Salz und Zwiebeln ab und spidit ihn sehr vorsichtig mit seinen Spedfäden. Nach dem Spiden wird er in den Saft von 2 Citronen, zu dem man 2 in Scheiben geschnittene Zwiebeln thut, gelegt. Dann bratet man ihn 20 Minuten lang in hellbrauner Butter und der letzten Marinade, in der er eine Zeitlang gelegen hatte, wobei man das Fleisch fleißig beschuppt. Er muß beim Braten mit einem gedulterten Papier bedeckt sein, damit er nicht vertrocknet. Kurz vor dem Anrichten macht man etwa ¼ Pfund Butter hellbraun, fügt diese mit Sardellenbutter von 8 Sardellen und 2 Unzen Butter mit zum Hecht und richtet ihn dann an, indem man die Sauce theils über den Hecht gießt. Die Leber des Hechtes legt man beim Anrichten um den Kopf herum.

Hammelfleisch mit Rauten. Ein Stück Hammelfleisch ober Rücken wird mit Wasser auf gelindes Feuer gebracht, abgeschäumt und gesalzen. Dann fügt man einige ganz kleine Zwiebeln oder Zwiebelstücken, ein kleines Stück Citronenschale, ein Lorbeerblatt, ein Straußchen Petersilie und Thymian und 2 — 3 Stengeter Sellerie dazu und kocht das Fleisch 2 — 2½ Stunden darin gar, nimmt es heraus, schneidet es in Scheiben und stellt es warm. Die Sauce kocht man gehörig aus, gießt sie durch ein Sieb, macht sie mit einer bunten Mehlbreiennene feimig, legt die Fleischscheiben hinein, läßt sie noch ein Weiltchen durchziehen, schmeckt das Gericht ab und fertigt.

Kartoffelkuchen aus gekochten Kartoffeln. Die mit der Schale in Wasser und Salz nicht ganz weich gekochten Kartoffeln werden abgeschält, und nachdem sie völlig kalt geworden, gerieben. Dann nimmt man zu 3 Theilen Kartoffeln 1 Theil geriebenes Weißbrot, brät die in kleine Würfel geschnittene Kruste in Butter oder Speck gelb, nimmt dazu auf jeden Suppenteller voll 2 Eier, das Weiße zu Schaum geschlagen, ein Stück Butter, welches warm gemacht wird, etwas Majoran, etwas Muskatnuz und verarbeitete dann Alles gut durcheinander. Hierbei werden kleine Kügelchen, mit Mehl bestreut und in hochdem Salzwafler etwa 15 Minuten gekocht. Es wird braune Butter darüber gegeben.

Ente mit Rastanien. Eine große oder zwei kleinere Enten werden sauber zurechtgemacht. Dann belegt man den Boden einer Kasserolle mit feinen Scheiben von fettem rohem Schinken oder buchwachsem Speck, fügt 2 Schalotten, einige Pfeffer- und Gemüßkörner hinzu, übergiebt sie mit der nöthigen Brühe und läßt sie auf gelindem Feuer langsam dampfen. Nachdem hat man 25 bis 30 gekochte Rastanien in Wasser abgewaschen und dann in Butter unter Zugabe von wenig Streuzucker weich werden lassen. Wenn die Ente weich ist, wird sie herausgenommen, die Sauce durch ein Sieb gelütert, entfettet und mit etwas hochbraunem geröstetem Schmalz feimig gekocht, dazu fügt man die Rastanien, läßt alles zusammen aufdosen und schmeckt ab. Die Ente wird tranckirt und mit der Sauce übergossen zu Tisch gereicht.

Hüringer rohe Kartoffelkuchen. Ungefähr 6 Pfund rohe Kartoffeln werden geschält und damit wie Mehl beiseite, direkt im Wasser gerieben, durch ein Tuch gedrückt und das zurückbleibende Kartoffelmehl wieder hinzugefügt. Sodann wird von einem halben Quart Milch und einer kleiner Overtasse Grießmehl ein flüssiger Brei gekocht und sodann auf die Kartoffelmehl gegeben, das nöthige Salz hinzugegeben, verarbeitet und Knödel davon geformt. In die Mitte eines Teiges, eventuell auch in den ganzen Teig, kommt eine Portion in Butter geröstete Weidbröden, wozu man ungefähr 1½ Bröden verwendet. Die Knödel werden dann eine halbe Stunde gekocht und sind sehr gut zu Braten und Kompot.

Zomatensalat auf französische Art. Bevor man den Salat bereitet, reibt man die Salatschüssel mit einem Stückchen Knoblauch rein; mer aber diesen Geschmack nicht liebt, stelle den Salat ohne Knoblauch her: die gewaschenen, abgetrochneten, völlig reinen Tomaten werden in Scheiben geschnitten, wobei man die Kerne entfernt; auf jede Lage Tomaten tropft man feines Olivenöl und etwas Essig und läßt ein wenig Salz darauf. Man mischt man den Salat tüchtig durcheinander, giebt nach Geschmack etwas Pfeffer daran und läßt den Salat etwa eine halbe Stunde bis zum Gebrauch stehen. Auch über die in einem Saure, die man über die in Scheiben geschnittenen Tomaten gießt, folgende Bemerkungen: Einige Löffel Probenzer — Del werden mit einem Küffel Senf, etwas Essig, Salz, Pfeffer und zwei hart gekochten Eidottern vermischt.

Zarter Wint. Fräulein Laura (das sehr viel Klavier übt und spielt): „Ach, besonders seit mich meine Schwester verlassen, ist mir das Klavierspielen eine Wohlthat!“ Zimmernachbarin: „... Aber Fräulein, ... Wohlthaten soll man im Stillen üben!“